

seien äußerst relevant für die Universitätsleitung, sei sie doch auf die Spenden ihrer Alumni angewiesen. Studierende, die sich für einen Bachelor bewerben wollen (und ihre Eltern), läsen hingegen eher das U. S. News and World Report-Magazin (USNWR): für den ersten Abschluss sei die wissenschaftliche Reputation noch nicht so relevant, vielmehr zähle es, von einer weit vorn gelisteten Uni angenommen zu werden um einerseits Bestätigung für bereits Geleistetes zu bekommen und andererseits sicherzustellen, dass die Mitstudierenden ebenfalls leistungsstark sind. Dennoch sei das Ranking nur einer von sechs Faktoren, die bestimmen, wo sich ein Studierender bewirbt (S. 180). Für die Wissenschaftler in den Departments schließlich zählte zuallererst der Ruf, aber auch der Ranglistenplatz ihres Departments, da sie daran ihre eigene Reputation messen, aber auch ihre Anziehungskraft auf Doktoranden. Loriaux plaudert daraufhin im zweiten Teil seines Artikels „aus dem Nähkästchen“ und beschreibt die positiven Folgen, die ein schlechter Ranglistenplatz für sein Department hatte. Auch wenn der Text eher anekdotischen Charakter hat (er enthält weder Fußnoten noch Bibliographie), regt er doch zum pragmatischen Umgang mit den Ranglisten an – und bietet damit eine interessante neue Perspektive.

Es ist besonders lobenswert, dass die Artikel in ihren Originalsprachen abgedruckt wurden und dadurch die Mannigfaltigkeit der Perspektiven unterstrichen sowie dem Leser ein Einblick in die verschiedenen akademischen Sprachstile Deutschlands, Frankreichs und der USA gewährt wurde. So drückt sich doch die „Universitätskultur“ auch in der Tonart der Texte aus. Die US-amerikanischen Beiträge zeichnen sich

hierbei durchweg durch ihre Zufriedenheit mit dem eigenen System aus, während die europäischen eher den aktuell herrschenden Krisendiskurs widerspiegeln. Auch wenn Peter Hayes von der Northwestern University Kritik an der studentischen Evaluierung von Universitätskursen („Teaching at Elite American Universities“) übt, so sei das System sehr gut und die Europäer sollten keine Angst vor ähnlichen Entwicklungen in Europa haben (S. 199).

Für weitere Ausgaben des Transatlantischen Dialogs könnten die Herausgeber die Artikel durch kommentierende Texte ergänzen, um sie in den Kontext der begleitenden Diskussionen zu stellen. Abschließend lässt sich feststellen, dass es sich beim Band um eine breit angelegte, interdisziplinäre Sammlung von Texten handelt, die lesenswerte Beiträge zu bieten hat.

Anmerkung:

- 1 http://www.nng.uni-saarland.de/forschung/wissenschaftskooperation/transatlantischer_dialog.htm (05.01.2013)

Manfred Hettling / Jörg Echternkamp (Hrsg.): Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung, München: Oldenbourg Verlag 2013, 540 S.

Rezensiert von
Marcel Siepmann, Essen

„Der politische Totenkult der Neuzeit“, schrieb Reinhart Koselleck vor bald zwanzig Jahren in einem der Standardwerke

zum Gefallenengedenken, „hat einen gemeineuropäischen Hintergrund, aus dem länderweise oder gruppeneigentulich verschiedene Varianten und Kombinationen abgerufen werden, die sich inzwischen über den ganzen Globus ausgebreitet haben.“¹ Daran anlehnend folgert nun Manfred Hettling in seiner Einleitung: „Staatliches und gesellschaftliches Gefallenengedenken erweist sich [...] als ein globales Phänomen, welches nicht zuletzt als Indikator geeignet ist, um Fragen des historischen und politischen Selbstverständnisses vergleichend zu analysieren“ (S. 11).

Zwanzig Nationen werden von den hier versammelten Autor/innen in alphabetischer Reihenfolge einem solchen Vergleich unterzogen. These dabei ist, dass „Kriege [...] einer der wesentlichen Faktoren bei der Nations- und Staatsbildung“ (S. 11-12) waren und somit auch das Gefallenengedenken immer als ein „politischer Akt“ (S. 12) zu betrachten sei. Gleichzeitig, so Hettling, ging damit seit dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert auch die „Aufwertung des Untertanen zum Bürger“ einher; Kriegsdenkmaler „verkörperten“ somit eine „neue politische Ordnung“ (ebd.), die auch als Ausdruck für eine „politische Handlungseinheit“ (S. 17) steht und zu einem der prägenden identitätsstiftenden Parameter der nächsten zweihundert Jahre werden sollte.

Doch in „dem Maße, wie sich globale Spannungslinien seit den 1980er Jahren verschoben haben und eine mit der atomaren Selbstzerstörung der Welt drohende kriegerische Konfrontation zwischen Ost und West als Bedrohungsszenario verschwunden ist“,² haben sich die Grundbedingungen auch von Erinnerungsnar-

rativen verändert. Die „Multilokalitat von Konflikten“, die Hettling u. a. unter dem „Stichwort der ‚scheiternden Staaten‘“ zusammenfasst, aber auch andere politische Verschiebungen hätten „die Wahrnehmung von Krieg und gewaltsamen Tod verändert“ (S. 42). Gefallenengedenken entzieht sich damit, so kann daraus abgeleitet werden, zunehmend staatlicher Kontrolle und ist Gegenstand unterschiedlicher mal mehr mal weniger machtvoller Akteure. Trotzdem, so wird in diesem Band deutlich, bleibt der „Pfad der Nationsbildung“ (ebd.) auf das jeweilige Gefallenenerinnern von allgegenwärtiger Bedeutung.

Neil J. Diamont führt in seinem Beitrag zu China zum Beispiel aus, wie dem Begriff des Soldaten sehr unterschiedliche Definition zugesprochen werden können. Für die Reformperiode (also in der Zeit nach 1978) wird nicht des „Soldaten eines Krieges“ (S. 99) im hergebrachten Sinne gedacht, sondern vielmehr der Vorstellung eines ‚Märtyrers der Revolution‘. Dieses Bild des Märtyrers könne dabei auch auf „Journalisten, Studenten, Arbeiter, zivile Parteimitglieder, Bürokraten, Geheimdienstmitarbeiter und andere“ (ebd.) verweisen, „sofern sie für den Sozialismus starben“ (S. 100). Diamont führt dieses sehr spezifisch chinesische Phänomen auf die lange Dauer der Revolution zurück, bei der „zu viele Menschen“ (S. 101) zu den Leidtragenden gehörten, als dass sich das Gedenken auf die Erinnerung an Soldaten alleine hätte beschränken lassen können; Opferkonkurrenzen – ein wiederkehrendes Phänomen in diesem Band – sorgten für eine untergeordnete Relevanz des Gedenkens kriegerischer, also: militärischer Opfer. Zudem war es in China verboten,

Veteranenverbände zu bilden, die einem solchen Gedenken, so wie in anderen Ländern, hätten Gehör verschaffen können. Gleichzeitig geht es neben der symbolischen Bedeutung des Erinnerns – hier wie in den meisten anderen Fällen – auch immer um konkrete Entschädigungsforderungen, die sich aus dem offiziellen staatlichen Anerkennen von Opfergruppen ableiten lassen.

„Denkmale und Gedenkstätten“ sind, so hat es Cornelia Siebert zuletzt formuliert, „als ein Bestandteil des permanenten diskursiven und praktischen Aushandlungsprozesses über kulturelle und politische Leitmotive einer jeweiligen Gesellschaft“ zu verstehen.³ Damit sind sie häufig auch Gradmesser für demokratische Entwicklungsschübe oder eben Defizite. Hierin liegt einer der vielen Vorteile dieses Bandes, dass man diese verschiedenen Entwicklungsstufen nebeneinander stellen und vergleichen kann.

So spielte die Erinnerung und das Gedenken an den Ersten Weltkrieg trotz der zwei Millionen Kriegstote auf russischer Seite in der russischen Öffentlichkeit kaum eine Rolle, da die „Kriegserinnerung in den folgenden Jahrzehnten durch die Oktoberrevolution und den Sieg der Roten Armee im folgenden Bürgerkrieg (1918–1920) überlagert bzw. verdrängt“ wurde, wie es im Beitrag von Guido Hausmann heißt (S. 414). „Doch zugleich“, so Hausmann, „konnte der Erste Weltkrieg im familiären Gedächtnis durchaus seinen Platz finden“ (S. 415). Auch der Zweite Weltkrieg – der Große Vaterländische – war zumindest bis 1953, also bis zu Stalins Tod, ein durch das stalinistische Erinnerungsregime geprägter. Strategische Verfehlungen im Krieg und vor allem der Terror gegen die eigene

Bevölkerung während der dreißiger Jahre konnten nur im privaten Raum erinnert und diskutiert werden, wobei letzteres ein gefährliches Unterfangen blieb. Erst unter Chruščev (1956–1964) „kam es zu einer Umwertung“ (S. 426), und das Sowjetvolk sowie populäre Generäle gerieten in den Fokus öffentlicher Erinnerung. Der Sieg über Hitler-Deutschland wurde für die Sowjetführung zum zentralen Legitimitätsstifter und drängte den Kommunismus als Endziel in den Hintergrund (S. 430).

Auch Polen, so Joanna Wawrzyniak in ihrem Beitrag (S. 369 ff.), habe während der Okkupationszeit mit divergierenden Narrativen bezüglich des Zweiten Weltkrieges leben müssen. Neben der Linie der regierenden Kommunisten, die, ähnlich der russischen Lesart, eine Legitimationsbasis im heldenhaften Kampf und Tod gegen den Faschismus sahen, betonte die Opposition die Widerstandskräfte der polnischen Heimatarmee. Letztere Deutung sollte sich nach 1989 durchsetzen und ist bis heute ein elementares Narrativ polnischen Gefallenengedenkens. Die schiere Anzahl der Gefallenen im Zweiten Weltkrieg auf Seiten Polens und die geringe Anzahl Gefallener in internationalen Auslandseinsätzen nach 1945 führte zu einem „kaum ausgeprägten Gedenken“ (S. 389) an letztere. Und nach wie vor sind Gedenkveranstaltungen wie die zur Erinnerung an den Warschauer Aufstand von enormer Wirkmächtigkeit, da sie zudem auch einer polnischen „Kultur des Martyriums“ entsprächen. Für Polen bleiben die drei Teilungen des Landes 1772, 1793 und 1795 sowie auch der Hitler-Stalin-Pakt 1939 (der gerne als vierte Teilung apostrophiert wird) elementarer Bezugspunkt für die heutige Selbstdefinition. Wawrzyniak beklagt dabei eine nach

wie vor zögerliche Zivilgesellschaft, die es versäume, eine kritischere Haltung zu den Irak- und den Afghanistaneinsätzen ihres Landes Stellung einzunehmen. Debatten, wie die um den eigenen Antisemitismus während und nach der nationalsozialistischen Besetzung, wie sie rund um die Publikationen von Jan T. Gross in Polen seit über zehn Jahren zu beobachten sind, zeigen aber auch den Beginn einer sehr wohl kritischeren Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit; darauf wird hier jedoch nicht eingegangen.

In Chile, so Stefan Rinke und Sylvia Dümmer Scheel, ist Erinnerungsarbeit eng verknüpft mit der Etablierung einer funktionierenden Zivilgesellschaft nach der Diktatur Pinochets. Diese Arbeit reiche zurück in die Zeit der Unterdrückung, vor allem seit der Entdeckung von 15 Leichen in den Öfen eines Bergwerks bei Lonquén Anfang der 1980er Jahre. „Die Öfen von Lonquén entwickelten sich schnell zu einer neuen säkularen Pilgerstätte“, so die AutorInnen, vor allem nachdem Pinochet die Erinnerung zu unterbinden suchte und sich der Protest dagegen „ab 1983 auf die Straße verlagert.“ (S. 85 u. 86). Dieser Aushandlungsprozess zwischen Zivilbevölkerung und alten Verbündeten des Regimes dauerte bis weit in die Gegenwart hinein: „Erst die Festnahme Pinochets in London 1998 führte zu einer Trendwende“ (S. 90). Gleichwohl bleibt „die Gestaltung des Gedenkens an die Gefallenen in Chile [... ein] komplizierter Akt der Aushandlung“ (S. 91), bei dem jedoch der Fokus auf die Opfer zunehmend in den Vordergrund rückte.

In Spanien, so Carsten Humlebæk, wurde für diese Verschiebung der Begriff „todos“, also ‚alle‘ gefunden und distanzierte sich

dadurch von einer franquistischen und die Gesamtheit der Spanier eher teilenden Gedenkkultur. Der Begriff des ‚Gefallenen‘ galt unter Franco noch als gleichbedeutend mit ‚gefallen für das franquistische Spanien‘, während die Opfer der Diktatur aus der Erinnerung herausfielen. Es galt also eine Sprache zu finden, die das Benennen der Unrechtstaten ermöglichte und zugleich das Nebeneinanderleben von Opfern und Tätern zuließ. Diese Debatte wird von einer jüngeren Generation nun wieder entschiedener verfolgt und gerät dabei nicht selten ins diskursive Fahrwasser der verschiedenen separatistischen Bewegungen in Spanien.⁴

Der Band hat das Potenzial, zu einem Standardwerk zu werden, allein weil die vielen Beispiele (die hier nicht alle erwähnt sein können) es immer wieder ermöglichen werden, mit neuen Fragestellungen und Vergleichsparametern an sie heranzutreten. Als nächstes gilt es nun zu beschreiben, welche Wechselbeziehungen zwischen diesen (oder anderen hier nicht behandelten) Fallbeispielen bestehen; an welchen Stellen können zum Beispiel Bezugnahmen auf bestimmte Gedenkweisen anderer Nationen nachgewiesen werden, etwa innerhalb Lateinamerikas oder Europas; zwischen ehemaliger Kolonie und Kolonialmacht? Anne K. Krüger hat dies zuletzt beispielhaft und sehr lehrreich für die globale Verbreitung von Wahrheitskommissionen unternommen.⁵ Der Schritt von der vergleichenden Geschichte zur entangled history wäre also zu gehen, was eine Systematisierung der unterschiedlichen Formen des Gefallenengedenkens gewährleisten würde. Das Suchen nach gegenseitigen Beeinflussungen setzt jedoch erst die genaue Kenntnis der jeweiligen

Vergleichsgegenstände voraus. Dazu bietet dieser Band eine Vielzahl an Möglichkeiten. Ein Sachregister hätte gerade dieser Vergleichbarkeit Hilfe geleistet, dies sei hier aber als einziger Mangel angemerkt.

Anmerkungen:

- 1 R. Koselleck, Einleitung, in: ders./M. Jeismann (Hrsg.): *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994, S. 10.
- 2 So Reinhart Koselleck schon 1979 in seinem viel zitierten Aufsatz: *Kriegerdenkmal als Identitätsstiftungen der Überlebenden*, in: O. Marquard/K. Stierle: *Identität*, München 1979, S. 255-276, hier S. 259.
- 3 C. Siebeck, *Denkmale und Gedenkstätten*, in: C. Gudehus/A. Eichenberg/H. Welzer (Hrsg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, S. 177-183, hier S. 179.
- 4 Ergänzend hierzu, ließe sich die Rezension von Thomas Urban zu zwei neueren Publikationen zur spanischen Erinnerungskultur lesen: „Die Schlachten von früher dauern an“, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 14. Mai 2013, S. 15.
- 5 A. K. Krüger: *From Truth to Reconciliation. The Global Diffusion of Truth Commissions*, in: B. Schwelling (Hrsg.), *Reconciliation, Civil Society, and the Politics of Memory. Transitional Initiatives in the 20th and 21st Century*, Bielefeld 2012, S. 339-367.